



*Der Reis wächst nicht schneller,
wenn man daran zieht*

NOTIZEN EINER REISE VON STEPHANIE ELINGSHAUSEN



— *oder doch?*



Frau Nguyễn hält nichts von Eile. Die Hände in die Hüften gestemmt, steht sie barfuß im Reisfeld und lässt den Blick schweifen. Die späte Nachmittagssonne taucht die Landschaft in ein goldenes Licht und kündigt an, dass sie bald untergehen wird. Über das gesamte Tal bis hin zum Waldrand, wo das Gelände immer steiniger und steiler wird, erstrecken sich die kunstvoll angelegten Reisterrassen. Wie Höhenlinien im Atlas zeichnen die Parzellen die geschwungenen Formen der Berge nach. Das auf den Feldern stehende Wasser reflektiert, glänzend wie ein Spiegel, das zarte Blau des Himmels.

Von hier aus sieht man dutzende Menschen, die, wie Frau Nguyễn und ihr Bruder, den ersten Reis des Jahres anpflanzen. Langsam und konzentriert arbeiten sie, jeder für sich und alle zusammen. «Du musst immer drei zarte Halme aus dem Büschel mit jungen Setzlingen ziehen und diese dann vorsichtig in die Erde drücken», erklärt die Bäuerin und lächelt freundlich unter ihrem Nón Lá, dem kegelförmigen Hut aus dünnen Palmblättern, hervor. «Du darfst nicht schnell sein und auch nicht langsam. Du musst einfach deine Arbeit tun», erklärt sie weiter. «Ein altes Sprichwort besagt: Der Reis wächst nicht schneller, wenn man an ihm zieht. Das hat meine Großmutter schon immer gesagt.»





«Detailarbeit»

Tatsächlich scheint hier, in dem kleinen, abgeschiedenen Ort im Norden Vietnams, die Zeit langsamer zu vergehen. Die Menschen leben in traditionellen hölzernen Pfahlhäusern. In jedem Garten stehen ein Stall für eine Kuh oder ein paar Schweine und natürlich ein Altar, auf dem zweimal im Monat Räucherstäbchen angezündet werden und Spielgeld verbrannt wird, um die Ahnen milde zu stimmen.

Faszinierend, dass sich dieser alte Brauch noch erhalten hat. Auf dem Hinflug von Frankfurt habe ich mich gefragt, wie sich das Land, das ich vor 15 Jahren zum letzten Mal besucht habe, verändert hat.

Mein Beruf als Reisedesignerin führt mich regelmäßig rund um den Globus. Es gilt, die besten Unterkünfte, besondere Erlebnisse und interessante Persönlichkeiten vor Ort zu finden. Nur so wird die Reiseplanung für meine anspruchsvollen Weltenbummler ein Erfolg. Denn um aus Reiseträumen perfekte Traumreisen zu machen, bedarf es immer wieder neuer Ideen.



«Das Reise-Duo»



«Sauglücklich»



Erster Stopp: Hanoi. Die Altstadt ist quirlig und lebendig, so, wie ich sie in Erinnerung habe. An den Häusern hängt die Landesflagge, gelber Stern auf rotem Grund, durch die Straßen knattern tausende Motorräder, auf denen eine ganze Familie Platz findet: Vater, Mutter und zwei Kinder – da passt doch auch noch ein Rucksack, kein Problem. Dieser beeindruckende Verkehrsirrsinn folgt seinen ganz eigenen Regeln: Wer die Straße überqueren will, sucht nicht etwa die

nächste Ampel. Nein, man fasst sich ein Herz und geht einfach langsam, aber zielstrebig los. Keine Angst! Wie Fische in einem Schwarm weichen die Fahrzeuge den Fußgängern aus, und man kommt heil auf der anderen Seite an. Ein bisschen Mut ist schon nötig, aber es funktioniert.

Dass die Zeit hier nicht stehen geblieben ist, sieht man auf den zweiten Blick. Neue Brücken und Häuser wurden ge-



baut, erste Luxusboutiquen haben eröffnet und es gilt jetzt auch in Vietnam Helmpflicht. Beliebte und offenbar von den Behörden akzeptiert sind allerdings Helme in Leichtbauweise. Sie erinnern eher an Fahrradkappen aus den 1960er-Jahren, mit einem kleinen Schirm als Schutz vor der Sonne. Als besonders praktisches Detail haben die Frauenhelme hinten eine Aussparung für den Zopf.

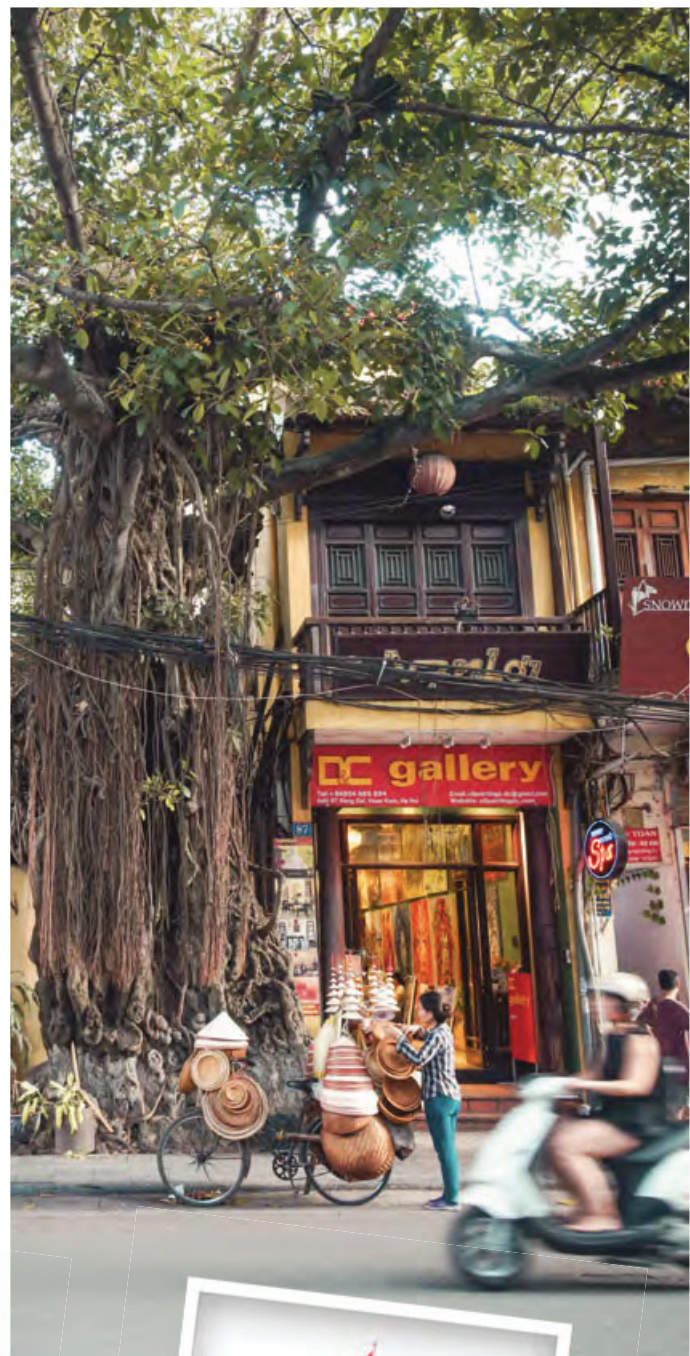




Die vielen schmalen Straßen rund um den Hoan-Kiem-See sind gesäumt von Restaurants. Die Vietnamesen lieben es, essen zu gehen. Die Wohnverhältnisse sind oft sehr beengt, und so schwärmen ganze Familien morgens aus, um in einer Garküche zu frühstücken. Ein beliebtes Gericht ist die berühmte Phở-Suppe, eine klare Fleischbrühe mit Reisbandnudeln und Kräutern. Während ich kulinarisch nur bedingt experimentierfreudig bin, stürzt sich Gaby glücklich auf jedes exotische Angebot, das man auf den winzigen Plastikstühlchen hockend verspeisen kann. Ihre Entdeckung sind Bún chả – hauchzarte Crêpes aus Reismilch, in die würzige Schweinefleischpaste gefüllt wird.

Wir schlendern durch die pulsierenden Gassen, bestaunen eine Marktfrau, die süß lächelnd die berühmte Stinkefrucht Durian verkauft, und besuchen das Mausoleum von Hồ Chí Minh. Der strenge Säulenbau aus Granit und Marmor wurde 1975 gebaut, eine Art kommunistische Akropolis. Drinnen liegt der ehemalige große Führer Vietnams einbalsamiert in einem Glassarg und muss sich neugierig bestaunen lassen – der arme Kerl.

So prominent ausgestellt zu werden, war so gar nicht seine Idee. Der Volksheld soll sich ein einfaches Begräbnis in seinem Heimatort gewünscht haben. Als er 1969 starb, hatten seine Nachfolger aber eine andere Vorstellung davon ... Offenbar war das unter Kommunisten früher schwer in Mode. Lenin und Mao sind in Moskau und Peking die gleichen Ehren zuteilgeworden. Ein bizarres Sightseeing – wirklich schade, dass die streng dreinblickenden Wachmänner in weißer Paradeuniform alle Handys und Fotoapparate einsammeln, bevor wir die Halle betreten.



«Bún chả»



«Stinkefrucht»



«Mausoleum»



Dafür ist unser nächster Stopp, was Fotos angeht, extrem ergiebig. Die Hanoi-Train-Street ist der Instagram-Hotspot der Hauptstadt. Hunderte Touristen versammeln sich an der Bahnlinie im Hoàn-Kiểm-Distrikt. Viermal am Tag passiert hier der «Reunification Express» die enge Gasse. Der Abstand zu den Wohnhäusern beträgt auf beiden Seiten nur einen bis eineinhalb Meter, sodass die Passagiere aus dem Zugfenster heraus die Wäsche von den Balkonen klauen könnten. Früher wohnten hier ganz normale Menschen – heute ist die ganze Straße eine einzige Touristenmeile, sozusagen die Drosselgasse von Hanoi. Kurz diskutieren wir, ob wir den Internet-Hype wirklich mitmachen wollen – und kommen dann zu dem Ergebnis: Klar, das schauen wir uns an.

Also setzt uns der Fahrer am Bahnübergang ab. Unser Stadtführer Jan hat vorher telefoniert und verkündet stolz, dass wir angemeldet sind. Während sich die Massen über die Schienen schieben, steuert Jan einen Kellner an, der uns sofort einen klitzekleinen Bistrotisch zuweist. Wir bestellen einen Cappuccino und einen Tee – eine Minute später serviert er schwungvoll einen schwarzen Kaffee und ein Wasser. Den Kellner juckt sein Fehler nicht besonders. Er kassiert zackig und bringt der Japanerin am Nachbartisch eine Limonade. Die hatte sie offenbar auch nicht bestellt. Aber schnell wird uns klar, dass es hier nicht um die gastronomische Dienstleistung geht. Die Getränke sind als Eintrittskarten für das gleich stattfindende Spektakel zu sehen.

Plötzlich wird es unruhig. Ein Tuten. Der Zug kommt! Männer in Uniform treiben die Touristen, die keine Sitzmöglichkeit gefunden haben, vor sich her auf die Kreuzung. Auch wer Platz genommen hat, aber ohne Getränk ist, wird gnadenlos aufgeschreckt und muss sich hinter die Schranke quetschen. Was für ein Irrsinn, denke ich, dann rattert auch schon der Zug mit beeindruckender Geschwindigkeit haar-scharf an meinen Füßen vorbei. Irgendwie schon cool.



«Gleisübergreifender Service»



«Kurz vor Einfahrt»



SAIGON
PEPPER

D12E-646

29-C1
227 0



Auch ganz weit oben auf der Bucketlist für Vietnam steht die Halong-Bucht. Seit der Fertigstellung der neuen Schnellstraße Q18 ist das UNESCO-Weltkulturerbe nur noch zwei Stunden von Hanoi entfernt. Doch mit der besseren Erreichbarkeit kommen umso mehr Touristen. Jährlich sollen rund acht Millionen Menschen diesen spektakulären Ort besuchen, Boot um Boot schieben sie sich durch das Naturspektakel. Damit meine Kunden dem entgehen, schicke ich sie auf einem privaten Boot ein paar Kilometer weiter, in die Bucht von Lan Ha. Hier ist es weniger touristisch.

Wie schon bei meinem letzten Besuch fasziniert mich hier die fast surreale Landschaft – Halong ist ein geologisches Wunderwerk. Mehr als 1.600 Inseln ragen wie ein gigantisches Labyrinth aus dem smaragdgrünen Wasser des Golfs von Tonkin. Die markanten Kalksteinformationen entstanden vor 300 Millionen Jahren und sind die Reste eines weit verzweigten Systems von Unterwasserhöhlen. Durch tekto-

nische Bewegung und Erosion stürzten eines Tages die Decken dieser Höhlen ein, nur noch die Pfeiler blieben stehen. Diese bis zu 200 Meter hohen Berge haben heute ganz unterschiedliche Formen: von steilen, schroffen Gipfeln bis hin zu sanften Hügeln, die von üppigen Wäldern bedeckt sind.

Die Einheimischen, die auf ihren Hausbooten durch die Bucht tuckern und uns Wasser und frisches Obst anbieten, erzählen sich alte Geschichten darüber, wie ihre Heimat entstanden ist. So soll die Bucht von einem Drachen namens Long erschaffen worden sein, als dieser sich von seiner Höhle aus ins Meer schleifte. Dabei zog er mit seinem Schwanz tiefe Furchen in das Land. Später dann, als Vietnam von Invasoren bedroht wurde, kam eine Drachensmutter mit ihren Kindern den Bedrängten zu Hilfe. Die freundlichen Fabelwesen spuckten Juwelen ins Wasser, die sich in massive Felsen verwandelten und so den Feinden den Weg versperrten.



«So lecker!»



«Phở-Suppe»



«Bánh Mì Sandwich»

Sich gegen Fremdherrschaft zur Wehr zu setzen, ist in der Geschichte Vietnams immer wieder Thema. 1.000 Jahre war das Land unter chinesischer Herrschaft; dreimal versuchten die Mongolen im 13. Jahrhundert, Vietnam zu erobern. Im 19. Jahrhundert kam dann Napoleon III. und gründete Französisch-Indochina. Auf das Ende der Kolonialzeit folgte der Krieg mit den US-Amerikanern, und anschließend versuchten die Chinesen erneut ihr Glück – mussten sich aber Ende der 1980er-Jahre geschlagen geben.

Während die Kaiserstadt Huế mit der berühmten Zitadelle stark den kulturellen chinesischen Einfluss widerspiegelt, sind im ganzen Land auch viele Zeugnisse der französischen Kolonialzeit zu bestaunen: So stand die Pariser Oper Pate für die Oper in Hanoi, und das Hauptpostamt von Saigon wurde vom Architekten Gustave Eiffel geplant, der den Stahl dafür aus Europa mitbrachte. Und für die Kathedrale Notre-Dame, direkt gegenüber, wurden die Ziegel importiert.

Auch sonst haben die Franzosen ihre Spuren hinterlassen. Viele Straßen tragen noch heute französische Namen; die Franzosen etablierten den Kaffeeanbau und inspirierten kulinarisch zu Gerichten wie Bánh Flan, einer Crème Caramel mit Kokosmilch. Ein beliebter Snack, der an mobilen Wägelchen auf den Straßen zubereitet wird, ist Bánh Mì, ein wattiges Baguette aus Reismehl, belegt mit dünnem Schweinefleisch, Koriander und Frischkäse.

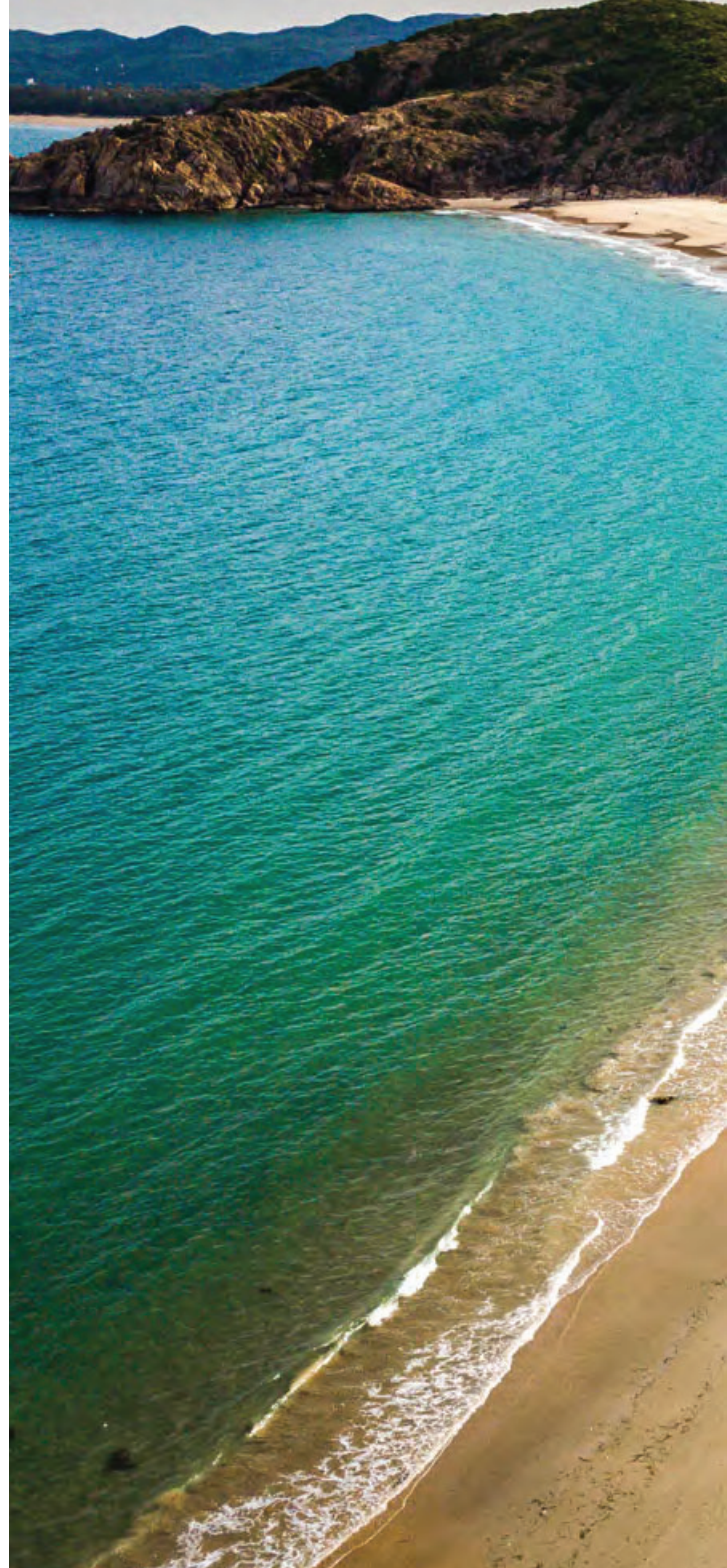
Sogar bei der Entwicklung der Schriftsprache hatten die Franzosen ihre Finger im Spiel. Mönche haben Vietnamesisch mit dem lateinischen Alphabet verschriftlicht. Um die verschiedenen Tonhöhen deutlich zu machen, ergänzten sie sechs verschiedene Akzente. Ein Beispiel: Das Wort «Ma» kann, je nachdem, wie man das «A» betont, entweder «Mutter», «Reissetzling», «Wange», «Code» oder «Grabstätte» bedeuten. Ganz schön kompliziert.

Entsprechend bescheiden sind unsere Vietnamesisch-Sprachfortschritte. Gaby bestellt zum Frühstück Phở-Suppe (gesprochen wird das wie das englische Wort für Pelz: «Fur») und bei der Begrüßung rufen wir stolz «Xin chào». In unseren Ohren klingt das nach perfektem Hochvietnamesisch. Während man uns in den großen Städten versteht, werden wir auf dem Land freundlich fragend angeschaut. Da ist bei der Aussprache wohl durchaus noch Luft nach oben ...

Ursprünglich ist es nicht nur in den Bergen nördlich von Hanoi, wo wir die Reisfelder von Frau Nguyễn besucht haben. Auch am Meer kann es durchaus noch einsam sein, schließlich hat Vietnam unglaubliche 3.400 Kilometer Küste! Ein wirklich schönes Hideaway ist das Zannier Hotel in der Nähe von Quy Nhơn in der Mitte des Landes. In einem 98-Hektar-Areal sind 73 Villen verteilt; man genießt viel Privatsphäre und einen entspannten Blick auf das blaue Meer.

Ein besonderes Schauspiel bieten hier die Fischer. Tagsüber liegen die kleinen, blau gestrichenen Boote ruhig auf dem Wasser – kein Seemann in Sicht. Erst nach Sonnenuntergang wird es geschäftig. Die Männer schalten grün leuchtende Scheinwerfer an und beginnen mit der Arbeit. Das Licht ist Teil einer raffinierten Strategie, um Tintenfische zu fangen. Damit ihnen die intelligenten Tiere ins Netz gehen, locken sie zunächst Planktonkrebse und kleinere Fische an. Wenn diese dann in großer Zahl an die beleuchtete Wasseroberfläche schwimmen, kommen die Kalmare aus ihren Verstecken, um nach den Leckerbissen zu jagen, und gehen den Fischern ins Netz. Trickreich!

Mindestens ebenso erstaunlich sind die kleinen Boote, mit denen viele unterwegs sind. Es sind kreisrunde Körbe von etwa 1,5 Meter Durchmesser, in denen die Fischer mit einigem Geschick und viel Balance im Stehen rudern. Wie es zu dieser Erfindung kam, erfahren wir am nächsten Morgen bei einer Fahrradtour durch das kleine Örtchen.







«Korbflechterinnen»



«Kegelhut mit 16 Ringen»

In einer Hütte hinter dem buddhistischen Tempel treffen wir die Korbflechterin Sương mit ihrer Schwägerin. Wir dürfen zuschauen, wie die beiden Frauen mit geschickten Fingern Reusen flechten. Als sie mit ihrem Werk fertig sind, laden sie uns ein, eine Suppe mit hausgemachter Fischsauce und sehr viel frischem Chili zu probieren – ein feuriges zweites Frühstück.

Früher haben die beiden auch thúng chai, die «schwimmenden Körbe», geflochten. «Das war schwere körperliche Arbeit», erinnern sie sich. Mittlerweile ist das Nostalgie; die meisten Boote werden jetzt aus Plastik gemacht. «Die eigenwillige Form ist aus der Not heraus entstanden», sagt Sương und lächelt. «Die französischen Kolonialherren hatten eine Steuer auf Boote erhoben – also sind wir auf runde Körbe umgestiegen.» Was für eine Geschichte! Für mich sind solche Anekdoten das Salz in der Suppe einer jeden Reise. Während Jahreszahlen sowie die Namen großer Herrscher und Dynastien nur schwer in meinem Kopf bleiben, sind es diese kleinen Geschichten, die ich für immer behalte.

Ich muss an ein selbst gebasteltes Schiffchen denken, das wir bei einem Spaziergang auf einem kleinen Bach neben den Reisfeldern entdeckt haben. Ein Kinderspielzeug? Nein, sondern Problemlösung auf Vietnamesisch. Wer eine Sorge loswerden will, bastelt ein Boot, belädt es mit einer Haarsträhne oder abgeschnittenen Fingernägeln und schickt es auf Reisen. So einfach geht das.

Auch Frau Sương hat noch einen Fun Fact für mich: Sie nimmt ihren traditionellen Kegelhut vom Garderoben-Nagel, dreht ihn um und lässt uns die zarten Ringe im Inneren zählen. Es sind 16 Stück. «Sehr richtig, so muss es sein», lobt sie. Acht sei in der chinesischen Kultur eine Glückszahl. «Also bringt 16 gleich doppeltes Glück. Außerdem ist 16 das beste Alter im Leben einer Frau». Erstaunliche These, wird mir vermutlich nicht so schnell aus dem Gedächtnis fallen.





Die letzte Station unserer Vietnam-Reise führt uns ins Six Senses Ninh Van Bay. Am Anleger werden wir mit dem Boot abgeholt und setzen zu der Halbinsel über. Die malerische Bucht ist rechts und links von riesigen, glatt geschliffenen Felsen eingefasst – gigantische Hinkelsteine, an denen Obelix seine helle Freude hätte. Dazwischen sind kunstvoll einige Bungalows mit Pool gebaut. Zwei Suiten, die man nur mit dem Boot erreichen kann, verfügen sogar über eine lange Rutsche ins Schwimmbecken. Andere Bungalows sind tief im Dschungel versteckt; die Beach-Villen haben einen direkten Zugang zum Strand. Jeder Gast hat ein eigenes Fahrrad, mit dem er die Insel erkunden kann. Auf dem Gepäckträger sind Holzschildchen befestigt, auf denen die Vornamen eingraviert sind. Wie bei allen Six Senses Hotels sind es die kleinen Details, die Augenschmeichler, das unglaublich herzliche Team, die den Zauber ausmachen.

Auch der Gemüsegarten ist keine Show wie in den meisten anderen Hotels. Hier wird tatsächlich im großen Stil angebaut. Die Gärtner ernten im Monat rund 1,2 Tonnen Salat, Drachenfrüchte, Papaya und sogar Grünkohl und Austernpilze. Farm to table! Aus Zitronengras, Kokosnüssen und Orangen stellt man in einer eigenen Destille die Duftöle für die Massagen her. Sonnenkollektoren decken rund 40 Prozent des Energiebedarfs, und auch auf Kunststoff wird weitestgehend verzichtet. So werden jedes Jahr rund 150.000 Plastikflaschen eingespart und durch wiederverwendbare Glasflaschen ersetzt. Die haben's verstanden.



«Gemüsegarten»



«Zusammen auf dem Felsen»



«Lecker, Sternfrucht»



«Gelbkopfschildkröte»



«Kurkuma-Blume»



Nach dem Frühstück treffen wir uns mit Quỳnh, der Biologin, die hier lebt und forscht. Die 29-Jährige – waldgrünes Outfit, goldene Brille – kartographiert die Lebensräume seltener Pflanzen, überwacht die Population der hübschen Languren-Affen und stellt Fotofallen auf, um mehr über das Leben der extrem scheuen und seltenen Hirschferkel zu erfahren – ein verrücktes Tier, dessen Körperbau an den eines Rehs erinnert und dessen Kopf dem einer Maus ähnelt. Begeistert zeigt die junge Frau uns auf ihrem Handy ein Bild, das sie vergangene Woche aufgenommen hat. «Das Bewusstsein für Umweltschutz wächst auch hierzulande», sagt Quỳnh. «Wir sind auf dem Weg, auch wenn es manchmal langsam geht.» Mir fällt das alte vietnamesische Sprichwort wieder ein: «Der Reis wächst nicht schneller, wenn man an ihm zieht», zitiere ich Frau Nguyễn, die Reisbäuerin. Quỳnh lächelt. «Den Satz kenne ich», sagt sie. «Aber ich finde, man kann es ruhig einmal versuchen.»

